

6. Utopien des Zusammenlebens

„Was wir Akademiker allerdings häufig übersehen, ist die Rolle, die die auf den Straßen um uns herum aufkommende Empfindsamkeit spielt.“¹

Hinweise findet man viele. Es gibt sie fast überall, wo man die Augen hinwendet und die Sensorik offen hält. Und gerade im Nahbereich, im persönlichen Lebensumfeld der Protestierenden wie auch des Beobachters finden sich Anknüpfungspunkte, welche den Alltag als Quellengattung für sozialwissenschaftliche Beobachtungen wertvoll werden lassen. Aus den Betonungen der lokalen Ebene als Demokratieschule und Subsidiaritäts-Postulat entsteht für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse nicht nur ein methodischer, sondern ebenfalls ein *inhaltlicher* Fokus auf diesen Nahbereich. Auf die Bürgerproteste angewandt: Die unmittelbare Region und das Lokale als Quelle von Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft, gar von Reinheit zu begreifen – das findet sich als Logik und Motivation weit über politische oder demokratische Diskussionen hinaus.

Musik-Trends etwa, die unterstreichen, dass eine wirtschaftliche und politische Krise den Rückbezug auf das Greifbare und auf vermeintlich alte, bewährte Werte befördere. In den USA ist eine Plattform entstanden, die sich „The Bluegrass Situation“ nennt, und die eine neue Kultur von Bands und Musik fördern und verbreiten möchte, die einen Bezug nehmen zu alten Formen ländlicher Musik in den USA, im weiten Sinne der Stile Country und Bluegrass. Nur sind es eben nicht mehr weiße Farmer vom Lande, die diese Musik nun spielen (und die auch immer den Geruch des politisch „Rechten“ und der Republikaner besaß), sondern junge Leute, vor allem aus Großstädten, von Ost- und Westküste, oft mit erkennbarem Migrationshintergrund. Etwas hat sich also verändert. Den Bezug zu einer Krise als Ferment dieser Entwicklungen machen die Beteiligten selber. Sie nennen Lebens- und Sinnkrisen als Gründe, sich „den Rückbezug“

1 Harvey, David: *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*, Berlin 2013, S. 11.

selbst zum Thema zu machen. Diese Anspielungen finden sich in vielen Songtexten und explizit im veröffentlichten Selbstverständnis der „Bluegrass Situation“:

„But recently, something has shifted. In the midst of a deep economic recession, people started returning to their roots: looking for products, places, tastes and sounds that were familiar and real and comforting. They wanted to know their neighbors again. To hold on to something that lasts. To belong to a real community. And soon a revolution began.... [...] It's a community that respects its history, knows its roots, looks ahead for ways to innovate and modernize a genre that has been around for generations, and seeks new ways to merge an old tradition with new technologies.”²

In der Verbindung aus Großstadt und der Sehnsucht nach „Echtem“ liegt hier das Interessante, der Versuch, mit dem Rekurs auf vermeintlich alte und erprobte Werte wieder Orientierung zu gewinnen, nachdem Wachstums- und Erfolgsprämissen mit der Wirtschaftskrise ab 2008 nicht mehr gelten konnten. Traditionelle Musik, ländlich, erdbezogen, autark in der Inszenierung, oft ohne elektronische Verstärkung oder Effekte und technisch anspruchsvoll, aber doch ungehobelt und ohne jede Großmannsfantasie. Auf den Punkt bringt dies eine junge Band namens Mipso, deren Song „A couple acres greener“ für ein Video schlicht unter einem Baum stehend vorgetragen wird, bar jeder Elektronik – und in dem die drei Männer von der Sehnsucht nach einem unverblendeten Leben singen:

„I've never been so thirsty to get my soul right, but like a summer bug I've been burned by the blinding light. [...] Should have been a preacher man, let the good book show me where to stand, in this earthly half-way home. Should have been a farmin' man, teach my boy to plow the land. Leave this wicked winter just a couple acres greener when I go.“³

Es ist die Wahrnehmung des angesprochenen „wicked winter“ als Krise, welche die Suche nach neuen Wahrheiten befördert. Und diese vermuten sie nicht (mehr) weit weg, im Streben nach Glanz und Erfolg, sondern in der Nähe, im Ungefilterten, in der lokalen Community. Nicht nur in den USA, auch in Europa,

2 <http://www.thebluegrasssituation.com/about> [zuletzt eingesehen am 14.11.2014].

3 Das Video lässt sich online einsehen unter: <https://www.youtube.com/watch?v=Guk1DpzM8gw> [zuletzt eingesehen am 14.11.2014].

etwa mit der französischen Plattform „Lame de Son“⁴, sind Formate entstanden, die sich gleichartige Vorhaben zum Ziel gesetzt haben.

Aber auch über die Musik hinaus findet man Bezüge. Die Organisation *Slowfood* beispielsweise, die sich explizit der Förderung regionaler Ernährungskulturen verschrieben hat, verzeichnet in den vergangenen Jahren einen rasanten Anstieg des Interesses und der Nachfrage.⁵ Die Regionalität und direkte Erfahrbarkeit von Ernährung, darüber hinaus die Bewahrung tatsächlich oder vermeintlicher „alter“ Lokaltraditionen steht hierbei im Vordergrund.⁶ Diese Entwicklungen machen selbst vor dem deutschen Symbol-Nahrungsmittel *par excellence* nicht halt: dem Bier. In Deutschland wird der in den meisten Industriezweigen beobachtbare, langjährige Trend einer Konzentration zu immer weniger, immer mächtigeren Großbrauereien durch ein Nachwachsen kleinerer, lokaler, aber un- gemein selbstbewusster und experimentierfreudiger Kleinbetriebe begleitet, welche ihre Motivation explizit damit begründen, der Nahrungsmittelversorgung durch Großkonzerne eine andere, individuellere und „echtere“ Form der Erzeugung von Lebensmitteln gegenüber zu stellen. Die Gründer dahinter sind zumeist Quereinsteiger, die aus Enttäuschung über ihre bisherige, ökonomisch vielversprechende aber wenig erfüllende Karriere nun eine Verwirklichung im Kleinen, Übersichtlichen, Direkten suchen.⁷ Es geht dabei nicht um ein Überzeichnen der Motivationen für ein unreflektiertes Heimwerken oder Selbermachen: Nicht jeder, der sein Bier selber braut, ist gleich ein Demokratiekritiker oder –visionär. Wenn aber in den Begründungen und Eigendeutungen Verknüpfungen ersichtlich sind, die eine Reduktion auf den Nahbereich oder eine Betonung der sozialen Netzwerke und persönlichen Beziehungen als ein Stemmen gegen einen als falsch oder desillusionierend wahrgenommenen Zeitgeist verstanden wissen wollen, kann dies eben doch auf Verschiebungen in den Wünschen und Hoffnungen der Menschen hindeuten.

All dies können kleine Mosaiksteine für ein Bild sein, in dem die Kommune, das Zusammenleben und die Gemeinschaft eine gewichtige Rolle in den Vorstel-

4 <https://www.facebook.com/lamedeson> [zuletzt eingesehen am 12.01.2015]; <https://www.youtube.com/playlist?list=PLYWH6ABwIYMZOO9gZ2KIUiOP2r1dQheQi> [zuletzt eingesehen am 12.01.2015].

5 Vgl. http://www.slowfood.de/w/files/publikationen/sfd_imagebrosh_2014_web_kg-.pdf [zuletzt eingesehen am 20.11.2014].

6 Eine durchaus kritische Analyse der Organisation Slowfood findet sich bei Lemke, Harald: Politik des Essens. Wovon die Welt von morgen lebt, Bielefeld 2012, S. 235 – 252.

7 Vgl. Grau, Alexander: Mehr als nur Pils, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 30.11.2014.

lungen vieler Menschen einnehmen. Benjamin Barber etwa stellt ein Defizit an genau diesen Werten an den Anfang seiner Beobachtung, dass in Kommunalpolitik und einem lokalen Demokratieverständnis ein möglicher Ausweg aus einer weltweiten Legitimationskrise von Demokratie und Nationalstaat lägen: „In a teeming world of too much difference and too little solidarity, democracy is in deep crisis.“⁸ Folglich müsse es darum gehen, die empfundene gewachsene Differenz und Heterogenität, welche ein Gemeinwesen bis an den Rand der Unregierbarkeit brächten, handhabbar zu machen und mittels einer wieder etablierten Solidarität zu einem Miteinander und einer funktionierenden Demokratie zurückzuführen. Im Zentrum dieses Weges sieht Barber die Stadt als Ort, an dem Menschen unterschiedlichster Herkunft und mit disparaten Zukunftserwartungen zusammen kommen. Integrationsaufgaben, welche früher von Nationalstaaten mit einer Vorstellung von nationaler Identität und Stolz übernommen worden seien, wären für diese in Zeiten immer größerer gesellschaftlicher Heterogenität nicht mehr zu bewältigen.⁹ Städte aber seien an der Schnittstelle von Lebensumfeld und Gesellschaft als Ort möglicher Partizipation dazu prädestiniert, Menschen in ein Gemeinwesen einzubinden, ohne dass ihnen gleichzeitig ein zu großer Nationalstolz den Weg zur Kooperation in global gewordenen Regelungsfragen verstelle – etwa beim Klimaschutz, Sozialstandards etc. Auch Michael Hardt und Antonio Negri sehen in der „Metropole [...] sozusagen eine Fabrik zur Produktion des Gemeinsamen“¹⁰. Und David Harvey macht in den Städten eine mögliche Quelle des Widerstands gegen einen „internationalen Kapitalismus“ aus, „der die neoliberale Reformagenda auf brutale Weise durchsetzt und dessen Angriffe auf die alltägliche Lebensqualität sich seit den frühen Neunzigern zuspitzen“¹¹: „Erst wenn sich die Einsicht durchgesetzt hat, dass diejenigen, die das städtische Leben aufbauen und aufrecht erhalten, einen primären Anspruch auf das haben, was sie produzieren, und dass sie unter anderem das nichtentfremdete Recht darauf beanspruchen, die Stadt stärker nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten, werden wir zu einer sinnvollen Politik des Urbanen gelangen.“¹²

Die hier zugrunde liegenden Protestfelder, Initiativen und Akteure engagieren sich in Zusammenhängen im urbanen Raum. Ein Bahnhof, ein Flughafen oder ähnliche Leuchtturmprojekte gehören unzweifelhaft zu einer Metropole und

8 Barber, Benjamin R.: *If mayors ruled the world. Dysfunctional nations, rising cities*, Yale / Croydon 2013, S. 3.

9 Vgl. Barber: *If mayors ruled the world*, S. 5.

10 Hardt, Michael / Antonio Negri: *Common Wealth: Das Ende des Eigentums*, Frankfurt a.M. 2010, S. 263.

11 Harvey: *Rebellische Städte*, S. 14.

12 Ebenda, S. 21.

ihrem Selbstverständnis. Und bei den Protesten zur Bildungspolitik gibt es den konkreten Bezug zum Nahbereich der Schulen vor Ort, den die Aktivisten schildern. Aber auch wenn es, wie etwa bei den Gegnern der europäischen Währungspolitik, um nationale oder internationale Entwicklungen geht – die Protagonisten bewegen sich im urbanen und suburbanen Raum, die Interviews finden im großstädtischen Bereich statt und die Gesprächspartner äußern bereits in ihren Krisenwahrnehmungen deutliche Bezüge zu den oben zitierten Diagnosen von Städten als Brennpunkt *und* möglichem Lösungsansatz von Krisenphänomenen der zeitgenössischen Demokratie. Überhaupt sind für die Stadtsoziologie Städte heutzutage nicht mehr als gegensätzliche Phänomene zum Umland zu verstehen, sondern „Katalysator, Filter oder Kompressor gesellschaftlicher Entwicklungen“¹³ – es gebe keine rein städtischen Probleme mehr. Dabei sollen Städte aber in dem hier untersuchten Bürgerprotest nicht einfach als unhinterfragte Identitäten in ihrer Beschreibung übernommen werden. Es geht an dieser Stelle nicht lediglich um die Frage, was die Gesprächspartner mit Hamburg verbinden, o.ä. – eine Affirmation bestehender Stadtmarketings wäre die Gefahr, welche auch die Diskussion der Fragestellungen innerhalb der Stadtsoziologie beeinflusst.¹⁴ Was also sind konkrete Vorstellungen derjenigen, die sich in Bürgerprotesten engagieren? Was für eine Rolle weisen sie einer Gemeinschaft, einer Kommune oder einer Stadt zu? Welche Aufgabe sehen sie für sich selbst im Rahmen einer Gemeinde? Und nicht zuletzt, was sind spürbare Zeichen der „kumulativen Textur“ oder dem je eigenen „Bedeutungsgewebe der Stadt“¹⁵, die Helmuth Berking im Begriff der „Doxa“ zusammenführt, einer „auf Fraglosigkeit und Vertrautheit basierende(n), natürliche(n) Einstellung zur Welt“?¹⁶

13 Frank, Sybille / Jochen Schwenk / Silke Steets / Gunter Weidhaus: Der aktuelle Perspektivenstreit in der Stadtsoziologie, in: *Leviathan*, Jg. 41 (2013) H. 2, S. 197 – 223, hier S. 202.

14 Vgl. zu dieser Frage exemplarisch Lindner, Rolf: *Texture, imaginaire, Habitus* – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung, in: Berking, Helmuth / Martina Löw (Hrsg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a.M. / New York 2008, S. 83 – 94.

15 Berking, Helmuth / Jochen Schwenk: *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel*, Frankfurt a.M. / New York 2011, S. 21.

16 Berking, Helmuth: „Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen“ – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte, in: Berking, Helmuth / Martina Löw (Hrsg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt a.M. / New York 2008, S. 15 – 31.

6.1 GLORIFIZIERUNG DES SELBERMACHENS

Zunächst einmal haben alle in ihrem Engagement im Protest einen lokalen Bezug: Die Gruppen sind zumeist an ein Stadtviertel oder einen Ort gebunden und setzen sich aus Menschen zusammen, die in einem nicht zu großen Gebiet ein ähnliches Lebensumfeld teilen. Dass sich Gruppen aus mitunter zuvor bereits existierenden sozialen Netzwerken bilden oder aber durch das Protestengagement soziale Netze ausprägen, unterstreicht für die Protagonisten die Wichtigkeit sozialräumlicher Nähe. Und auch über den jeweiligen Zusammenhang der Gruppen hinaus lässt sich aus den Interviews herauslesen, dass die Bedeutung der lokalen Politikebene für die Beteiligten an Bürgerprotesten kaum zu überschätzen ist. Denn der Ort, das Lokale, gilt ihnen nicht nur als ein Ausweis von Nähe und Erreichbarkeit, mitunter von Kleinräumigkeit und geringer Reichweite, sondern symbolisiert ihnen auch die Möglichkeit, Dinge selbst in die Hand nehmen zu können, autark zu sein und Eigenverantwortung zu übernehmen. Sich selbst um die Probleme vor der eigenen Haustür zu kümmern, gilt vielen als das Höchste und Wichtigste, von dem sich vieles ableitet, was sie sich für den Rest der Gesellschaft wünschen.

„Und ich glaub, das ist halt auch, was vielen Leuten auch erstmal klargemacht werden muss, dass sie vielleicht gar keine globalen Probleme haben, sondern die meisten Probleme bei ihnen anfallen, direkt vor der Haustür. Und die müssen gelöst werden.“¹⁷

Überhaupt läge in der direkten Wahrnehmung von Problemen in der eigenen Stadt oder im Lebensumfeld der Kern von Politisierung und Beteiligung. Die im Kapitel zu Biographie und Prägung geschilderten Erweckungserlebnisse werden in den Gesprächen meist als Gewährwendungen im sozialen Nahbereich nacherzählt:

„Also, wo man auch genau das hat wie bei Stuttgart 21: weil es die Stadt betrifft, betrifft es mich und setzt überhaupt mal die Kraft frei, da mal auf die Straßen zu gehen. Und so war das bei diesen Jugendlichen auch der Fall, die hat da was anderes betroffen, und das heißt, letztendlich löst wahrscheinlich in den meisten Fällen, bei den meisten Menschen, politisches Engagement nur eine direkte Betroffenheit aus.“¹⁸

17 Serge G2 in der Fokusgruppe G2 Stuttgart am 02.04.2012.

18 Malte C1 in der Fokusgruppe C1.1 Stuttgart am 20.03.2012, 17 Uhr.

Das Selbermachen und die Eigenleistung für das eigene Umfeld gelten vielen in den Gesprächen als edelste Motive. Dies lässt sich in den Passagen eindrucksvoll nachvollziehen, in denen es um ein Resümee der gemeinsamen Arbeit geht:

„Also, wenn ich darüber rede, kommen mir immer noch [die Tränen]. [...] Das ist eine der größten Lebensleistungen, würde ich sagen. Mit so viel Einsatz for nothing. Man hat nichts dafür gekriegt. Man ist angefeindet worden. [...] hat man nur aus sich heraus sozusagen. Ohne irgendwelche Unterstützung. Also, eine größere Leistung kann man eigentlich nicht bringen. Auch Lernleistung. Also, was wir uns da entwickelt haben zusammen. [...] Also, das ist irgendwie eins der größten Erlebnisse in meinem Leben.“¹⁹

Eigenverantwortung und Autarkie werden hier zu stark glorifizierten Antriebskräften, nach denen die Interviewten selbst streben. Zugespielt wird dies in einer Fokusgruppe in Stuttgart, in der zwei Teilnehmer über ihre Vorstellungen einer besseren Gesellschaft sprechen. Das Eigenengagement und Einflussnehmen auf die Strukturen und Pfeiler des eigenen Alltags wird hier zum Kern einer Demokratiereform und mündet in ein flammendes Plädoyer für eine Räterepublik. Die in der Diskussion an dieser Stelle durchaus aggressive Tonlage spiegelt ein Selbstbewusstsein wider, mit dem sich die Protestierenden – hier in Stuttgart in den Bahnhofsprotesten engagiert – gegen eine Stadtpolitik wenden, die nicht ihnen direkt entspringt, sondern durch eine Repräsentanz oder politische Parteien vermittelt wird, von welchen sie sich stark abgrenzen.

„Verena C2: Und ich finde, das muss damit anfangen, dass in den Schulen, Betrieben, die Leute selber was zu sagen haben. [...] Also, man kann nicht einfach so tun, als ob dieser Parlamentarismus durch ein paar plebiszitäre Elemente ergänzt wird und dann hätte man eine echte Demokratie. Weil, wir sehen ja, wie das läuft. Und die Volksabstimmung ist ja nur ein Beispiel. In Lindau haben die das jetzt fertig gebracht, einen zweiten [Bürger]entscheid hochzukriegen, weil der erste nicht gepasst hat...“

Pepe C2: Das ist keine Demokratie, das ist unechte Demokratie...

Verena C2: Echte Demokratie, ich sage es gerade, ist für mich eine Räterepublik, dass überall Leute, wo sie sind, im Betrieb, in der Schule, einen Rat bilden, der entscheidet, der aber ständig rückgekoppelt wird. Da kann man immer wieder Abteilungsversammlungen, Betriebsversammlungen [machen], dass die Leute auch keine Privilegien haben, dass niemand denkt, er kann Karriere machen. Und [...] und auch abwählbar ist jederzeit und Rechenschaftspflicht [hat]...“ [...] Es gab mal eine Pariser Kommune... [...] Und das finde ich wirklich, wer das noch nicht gelesen hat und sich mit Demokratie auseinander[setzt], der sollte das unbedingt machen. Gibt es wirklich super Bücher drüber und ich finde das wirk-

19 Einzelinterview E3 Diana.

lich beeindruckend, weil sich da gezeigt hat, dass die Leute selber in der Lage waren, ihre Stadt zu regieren. Und du hast vorhin Rosa Luxemburg zitiert, die hat mal gesagt, wir müssen aufhören, eine regierte Masse zu sein. Und sie hat dieses Konzept ja weiterentwickelt der Rätedemokratie. Hat es auch ansatzweise in der Novemberrevolution gegeben, auch in Stuttgart [...], nach dem zweiten Weltkrieg auch. Da gab es die Arbeitsausschüsse. Die haben die Stadt kontrolliert. Die haben verhindert, dass die Bäume abgeholzt wurden und auch den Park. [...] Und dann haben sie Räte gebildet. In Stuttgart gab es auch [einen] Arbeiterrat und wenn wir gucken, wie die gearbeitet haben, das ist grandios. Unter Verhältnissen kurz nach dem Krieg. Die sind nicht an ihrer eigenen Unfähigkeit gestorben, also eingegangen, sondern es gab dann einen Bürgerkrieg. Man hat die militärisch alle niedergemacht...“²⁰

6.2 GEMEINSCHAFT ALS HORT VON IDENTITÄT

Im Zentrum der Idee des Engagements für das eigene Umfeld stehen zwei Argumentationsstränge: Zum einen macht das Arbeiten für die lokale Gemeinschaft aus ihnen bessere Menschen und lässt sie vieles von dem erleben, was sie in Politik und Gesellschaft vermissen oder kritisieren. Und zum anderen sind sie davon überzeugt, dass ein konsequent angewandtes Prinzip demokratischer Subsidiarität, was für die Gesprächspartner auf eine stärkere Rolle von Bürgerinitiativen etc. hinauslief, eine bessere und auch effektivere Demokratie schaffen könne.

Das erste Argument bezieht sich auf die Reflektion des eigenen Engagements und der Erfahrungen in den jeweiligen Gruppen und Initiativen. Denn in den Gruppen treffen sie sich mit Nachbarn oder Menschen aus denselben Stadtvierteln oder Stadtteilen, manchmal auch aus der ganzen Stadt – aber eben nicht im Kern mit Menschen aus weiterem Umfeld, aus anderen Bundesländern oder Regionen. Alle Menschen, die mit ihnen gemeinsam engagiert sind, verbindet etwas – ihr Engagement und ihr Antrieb für ein (oder mehrere) Themenfeld, welches ihnen zentral und ungeheuer wichtig geworden ist. Sie erleben darüber ihr Aktivsein als einen Teil gelebter Demokratie, der nicht durch überbordende Komplexitäten oder gesellschaftliche Heterogenitäten beeinträchtigt ist. Die Protestgruppen gelten ihnen vielmehr als ein Hort geteilter Identität, vom dem sie überzeugt sind, dass er Quell genau der Gemeinschaften sein kann, nach denen sich Menschen sehnen und die ihnen weder soziale Milieus noch politische Parteien als deren Arme heutzutage noch bieten können.

20 Verena C2 und Pepe C2 in der Fokusgruppe C2.2 Stuttgart am 20.03.2012, 20 Uhr.

„Das Schöne ist: Das ganze Dorf scheint mit zu diskutieren, also so was Schönes habe ich noch nie erlebt.“²¹

Das Schwärmerische ist bemerkenswert: Direkter Kontakt bedeute erstens Ehrlichkeit, weil man sich in die Augen schaue und die Wünsche des "Bürgers" unvermittelter mitbekomme; zweitens führe er zu einer größeren Demokratiezufriedenheit, weil gerade die Dinge, die den Lebensrahmen vor Ort mitgestalten, vermehrt selbst in die Hand genommen werden können. Und direkter Kontakt bedeute mehr Transparenz, weil man sich öffne.

Dazu gehört auch, dass in etlichen Gruppen ganz explizit betont wird, dass man gerade durch das enge soziale Netzwerk nicht angewiesen sei auf eine unpersönliche Kommunikation mittels neuer (Online-)Medien, sondern diese durch persönliche Kontakte Organisation und Motivation aufrechterhalte.

„Nee, also ich glaube, das finde ich auch einen spannenden Punkt, wie sich so ein Netzwerk bildet und zum Beispiel könnte man ja über die sozialen Medien denken und so weiter, die haben da überhaupt keine Rolle gespielt, also es war eher die private, persönliche Begegnung auf Märkten oder in Einkaufszentren, auf der Straße, einige von uns konnten das auch besonders gut, einfach Leute anzusprechen, und mit denen sich ins Gespräch zu verwickeln und dabei trotzdem gute Laune und irgendwie so eine positive Einstellung zu behalten, das fällt ja nicht jedem leicht, auf wildfremde Leute zuzugehen, das können einige besser, andere weniger gut. Und das war zum Teil unglaublich spannend und aufregend. Das war aber eigentlich die persönliche Begegnung auf der Straße.“²²

Diese Äußerung zeugt von der Utopie, dass Demokratie und das Leben insgesamt mehr auf persönlichen Kontakten miteinander beruhen sollte; dass der Nahbereich und die eigenständige Regelung der Belange machbar sind und dass sich viele Probleme durch die persönliche Nähe einfacher und vorausschauender aus der Welt schaffen ließen, wenn man eine gemeinsame Problemeinsicht teilt. Es erscheint äußerst fraglich, ob das realiter so zutrifft, aber die Erzählungen vieler Akteure in den Interviews haben dies so aufgegriffen und sie haben diese Komponente als enorm befriedigend und schön wahrgenommen.

An einem regnerischen Spätwintersonntag 2012 gibt es – wie jede Woche – in Freising nördlich von München eine Ansprache der evangelischen Pastorin in der Kirche (wöchentlich abwechselnd ist ihr katholischer Kollege federführend), auch mit Gebet, in der es um den Widerstand gegen die Münchener Flughafen-

21 Conrad G1 im Einzelinterview Anna und Conrad G1.

22 Einzelinterview Emma E2.

erweiterung geht. Dann begibt man sich auf einen von Laternen und Fackeln begleiteten Schweigemarsch durch die Altstadt zum Rathausplatz, wo in Abfolge kurze Reden gehalten werden und kirchliche Lieder gesungen, während leise ein schneeiger Regen auf die Schirme geht und eine nasse Kälte die Hosenbeine hochzieht. Gut 300 Menschen sind bei der Aktion dabei; angesichts des Wetters zeigen sich die Organisatoren sehr zufrieden. Nach ihren Angaben gab es (beispielsweise nach dem Abschluss des Planfeststellungsverfahrens, wie der Gerichtsempfehlung, den Sofortvollzug des Erweiterungsbaus auszusetzen) auch durchaus Sonntage mit bis zu 2500 Teilnehmern. Insgesamt bewege es sich aber in dem genannten Bereich von mehreren Hundert Teilnehmern.

Die Stimmung in der Kirche, auf dem Markt und dem Marsch ist von Anfang an ergriffen positiv, nicht wütend oder aufbrausend. Die Pastorin in der Kirche predigt mit ruhiger und gefasster Stimme und die Menschen sprechen das Amen am Ende des Gebets laut und kräftig mit. Auf dem anschließenden feierlichen Gang durch die erleuchtete Altstadt pilgern die Menschen ernst und fast staatstragend zum zentralen Versammlungsplatz. Auch auf dem Rathausplatz wird recht laut mitgesungen und applaudiert, ohne in eine wütende Laune gegenüber dem Flughafen oder seinen Betreibern auszubrechen. Argumentiert wird nicht *gegen* die Parteien oder die Flughafengesellschaft, sondern vom Einzelnen oder der Gemeinschaft aus: Man selber müsse sich einsetzen, müsse infrage stellen, was einem erzählt werde, müsse seine Teil dazu beitragen, gegen das stets postulierte Wachstum zu sprechen. „Ihr seid alle dafür verantwortlich, dass es in unserem Dorf, in unserem Land immer ein Stück besser wird“, ruft der Landesjugendpfarrer dem eng zusammengedrängten Kreis auf dem Rathausplatz beschwörend zu. Man hat den Eindruck, einer fast ritualhaften Bekräftigung der eigenen Stadtgemeinschaft beizuwohnen.

In den Gesprächen schildern viele das Gefühl, mit ihrem Engagement Verantwortung für den gesamten Ort, das Stadtviertel oder die Gemeinschaft zu übernehmen. Der Protest wird damit zu einem integralen Bestandteil des „Stadtgefühls“ – dies ist in Stuttgart, in Freising und besonders in Hamburg zu beobachten. Wenn der Protest sich auf die Lebensqualität – in welcher Facette auch immer – einer Gemeinschaft bezieht, dann kann ein Mitmachen aus dem Einzelnen einen Aktivist*innen für die Identität und „kumulative Textur“ der Stadt selbst machen.

„Aber es hat uns alle ergriffen. Und ähm das war hier so dominant und das war hier so klar, dass das hier die Gesellschaft betrifft, die Menschen betrifft, die aber auch viel, viel weitreichendere Konsequenzen hat als nur für diese Stadt. Dem konnte ich mich nicht entziehen, dem wollte ich mich nicht entziehen. Also, das war völlig klar und ich meine von

meiner Geschichte her hatte ich ja den Anspruch, mich politisch zu engagieren, dass das aus anderen Gründen nie so geworden ist oder nicht so geworden ist, wie man sich das vorstellt, ähm, das ist eine andere Geschichte. Aber dass, wenn ein Thema aufkommt, das wichtig ist und bei dem wirklich Stellungnahme gefragt ist, dass ich da dabei bin, das war ohne Frage.“²³

Beata C4 unterstreicht an dieser Stelle noch einmal, dass Protestthemen und die entsprechenden Protestbewegungen dazu Teil eines „Bedeutungsgewebes“ werden können, indem sie über Jahre zu einem Bestandteil der lokalen Identität heranwachsen. Der Protest gehört dann zum Selbstbewusstsein eines Stadtviertels oder einer ganzen Stadt hinzu, als manifestes Plädoyer für die Selbstbestimmung und Eigenständigkeit seiner Bewohner. Als Freisinger muss man sich zum Flughafen positionieren, es führt kein Weg dran vorbei. Als langjähriger Bewohner des Schanzenviertels in Hamburg muss man zur Entwicklung des Viertels und der Bautätigkeiten und Mieten eine Haltung entwickeln, in Stuttgart zum Großprojekt des Bahnhofsneubaus ebenso. Ein Problem der politischen Parteien demgegenüber ist, dass ihr Fokus meist viel weiter ist, d.h. dass sie Positionen vertreten, die sie anderswo und nicht lediglich vor Ort entwickeln müssen und für einen anderen Rahmen erarbeiten, also, dass sie im konkreten Fall meist nur schwer eine uneingeschränkte Unterstützung der Lokalgruppen anbieten können, und sich deswegen desavouieren (müssen). Nur, wenn sie als kleinere Parteien nicht volksparteilich integrativ denken (müssen), bzw. wenn es sich um Themen handelt, die weit über ein Lokalphänomen hinausweisen, entgehen sie dieser Zwickmühle. Dies mag dazu beitragen, dass Parteien bei den Protestgruppen nicht als Lösungsinstanz und Wirkungsort oder gar als Identität stiftende Instanzen gesehen werden.

Aber auch über die ortsbezogenen Proteste im Themenfeld der Infrastruktur hinaus gelten die Initiativen und Gruppen den Beteiligten ganz persönlich als Ort, an dem sie ihre Identität (mit) ausprägen. Ihre Demokratievorstellungen und -hoffnungen kreisen häufig um das Motiv, dass kleinere, homogene Gruppen eigentlich Kern zukünftiger Reformen sein müssten, wenn in einer großen, immer komplexer gewordenen Gesamtgesellschaft ein identitärer Konsens als Basis kollektiver Entscheidungsfindung nicht mehr auszuhandeln ist.

„...ich glaub schon, [...] dass das Leben schöner ist, wenn man selber [...] das Gefühl hat, man ist irgendwie mittendrin, [...] man gehört irgendwo dazu, man hat irgendwo was, wo man was sagen kann, ja und ich glaube eben, dass durch diese Inklusion Gesellschaft sich auch verändert, also mit den Menschen, also so, vielleicht sehe ich da tatsächlich so eine

23 Einzelinterview Beata C4.

Art Abfolge. Also, dass sich erst der Mensch da irgendwie aufgehoben und gut fühlen muss, damit überhaupt sich dann die Gesellschaft auch in sowas wie – also in sowas Gutes bewegen kann.“²⁴

Das Unbehagen, welches die Interviewten ob einer Unübersichtlichkeit der Politik, der Gesellschaft und der Welt insgesamt empfinden, so geht dieser Gedankengang, ließe sich durch eine stärkere Subsidiarität und mehr Entscheidungsfindung im Kleinen zumindest reduzieren. Auffällig ist dabei, dass sie die Gruppen, in denen sie aktiv und engagiert sind, als eine Art *Benchmark* für gesellschaftliche Pluralität darstellen: In ihren Protestgruppen gibt es eine „gute“, handhabbare Vielfalt, die positive Effekte zeitige. Man gewinne, etwa als Dachorganisation von Protestinitiativen, weil unterschiedliche Perspektiven zur selben Stadt zusammengeführt werden. Dies hat zur Bedingung, dass man Pluralität und Perspektivenreichtum per se als wertvoll erachtet – was allerdings samt und sonders alle Gesprächspartner unterstreichen. Lothar C2, der sich im Hamburger Dachverband „Recht auf Stadt“ engagiert, schildert dies für die eigene Protesterfahrung:

„Diese Breite, die man da hatte, das war ganz viel Glück, dass das so zusammen kam. Also, es war viel Zufall dabei, aber das war auch nicht nur Zufall, sondern ich glaube so ein Bewusstsein dafür, [dass] man sich da zusammen tun muss und auch alte Konflikte vielleicht überwinden und das hat besser geklappt als in anderen Städten.[...] Konflikte stehen hier irgendwie nicht auf der Tagesordnung. Ist ganz angenehm.“²⁵

Vor Ort, im ihnen bekannten Stadtviertel, unter den Auspizien eines sozialen Netzwerks, dessen Teil sie sind und dessen Protagonisten sie kennen und vertrauen, haben sie das Gefühl, kann das Management von Vielfalt und Heterogenität noch funktionieren und die Demokratie ihre Aufgaben einer Entscheidungsfindung und -vermittlung noch erfüllen.

„Wir sind auch ganz schön aggressiv angefeindet worden von den politischen Gegnern. [...] Die haben wir nachher schon auf zehn Meter Entfernung erkannt. Die haben immer alle den gleichen Blick gehabt und die gleiche Art, sich zu verhalten. [...] aber wir haben so viele gute Kontakte gehabt auf der Straße mit wildfremden Menschen. Tolle Gespräche haben sich da entwickelt mit ganz unterschiedlichen Leuten. Und so ist irgendwie dieses Gefühl, ich bin völlig ohnmächtig und ich werde hier einfach, ich weiß nicht, überwältigt und so, das ist immer mehr geschwunden. Und man hat immer mehr Rückhalt ge-

24 Einzelinterview Ilse E8.

25 Einzelinterview Lothar C2.

habt und dadurch ist das immer mehr geworden. Es sind so viele einfach dazu gekommen und jeder hat immer, wenn er gerade Zeit hatte, oder eine Idee hatte, irgendwas gemacht und da hat man Telefonnummern ausgetauscht und hat man plötzlich wieder einen Anruf gekriegt, hey, ich habe da das und das und was hältst du denn davon? Und so ist auch so viel Aktivität entstanden, die man normalerweise nicht hätte leisten können. Also wir haben uns wahnsinnig toll ergänzt und jeder immer dann, wenn er halt konnte und wie er konnte oder so. Da gab es überhaupt keine Regeln oder so und trotzdem ist es gelaufen. Ja, also ich muss sagen, es war eine Erfahrung, die mir wieder mein Urvertrauen, was mir sehr abhanden gekommen ist, in weiß ich nicht, in die Sicherheit in dieser vermeintlich freiheitlichen Demokratie, das hat es mir ein bisschen zurückgegeben.“²⁶

Hier liegt ein Widerspruch in den Aussagen vieler Protestierenden, der sich kaum auflösen lässt. Einerseits schildern viele in den Gesprächen eine gesellschaftliche und soziale Vielfalt in ihren Gruppen als wichtige Ressource ihrer Arbeit und ihrer Verbindung mit dem Ort oder der Stadt. Andererseits scheint die Sehnsucht nach Homogenität und Einigkeit, nach gemeinsamer Identität im Protest in vielen Passagen durch. Die Protestgruppen selbst werden vielen Aktiven dann zu Symbolen dieser Gemeinschaft im Kleinen, bei denen sie eine gesellschaftliche Homogenität erfahren können, die sie in der großen Gesellschaft vermissen. Die Eindeutigkeit und Verlässlichkeit, mit der sie in ihren Gruppen entscheidende Pfeiler ihrer Weltsicht teilen, ist ihnen ungeheuer wichtig geworden. Viele Protestierende unterschieden in dieser Art und Weise eine gute, handhabbare und produktive Vielfalt in ihren eigenen Gruppen von einer negativen, destruktiven, nicht mehr kontrollierbaren Vielfalt außerhalb.

Ein untergründiger Frust, dass die Bewegung so groß geworden sei und sie deswegen einen ganzen Haufen Probleme entwickelt habe, die man am liebsten gar nicht hätte, lässt sich während der abklingenden Erregungskurve der Stuttgarter Bahnproteste nachempfinden, während der die dortigen Fokusgruppengespräche stattgefunden haben. Hierarchien und Abstimmungen, Kompromissfindungen oder Mehrheitsentscheide – alles war einfacher und eindeutiger, als man noch kleiner war. Und plötzlich spüren sie, dass sie in ähnliche Problemfahrgassen rutschen, die sie selber den Parteien immer vorgeworfen haben: dass Meinungen übergangen werden, dass man irgendwie am Ende zu einem Ergebnis kommen muss, auch wenn dieses einige oder sogar viele nicht zufrieden stellt, dass die Koordinierung nicht mehr schnell und direkt funktioniert, weil so viele mit einbezogen und informiert werden müssen. Gerade, weil es am Schluss das Menetekel der Niederlage in der Volksabstimmung gibt, scheinen in Stuttgart die Probleme deutlicher angesprochen zu werden. Die Sehnsucht nach dem

26 Einzelinterview Diana E3.

Kleinen und Überschaubaren springt deutlich ins Auge: Die eigenen Träume sind eben leichter in einer kleinen, homogenen Gruppe zu verwirklichen, bei der man das unglaublich motivierende Gefühl der Gleichheit, des "Wir-wollen-alle-Dasselbe", erfährt.

„Und dann kam die erste Rückmeldung, die berichteten von großem Zoff am Schluss, dass da irgendjemand gesagt habe, wir waren der Meinung und sofort da jemand anders da reingeklafft hat, wir waren überhaupt nicht der Meinung und so. Stichwort Disparatheit der Bewegung. Die ist ja ungeheuer disparat, die Bewegung, und man vermeidet natürlich Hierarchien, man sagt, jeder macht das in gewissem Maße für sich. [...] Das sind natürlich alles Probleme, die erst mal [...] auch kritisch reflektiert werden müssen. Ist ja gut und schön, ich bin auch dafür, dass es keine Hierarchien gibt und so. Aber die Menschen sind nun mal leider nicht so gestrickt. Es braucht schon jemand, der da irgendwo vielleicht auch in gewisser Weise was organisiert und darüber auch ne Autorität hat.“²⁷

Stellenweise wird dezidiert Unbehagen oder Sorge geäußert, dass die Gruppen beziehungsweise das eigene Protestfeld zu groß und unübersichtlich werden und vom eigenen Erfolg aufgezehrt. Ebenso ist die Angst zu hören, vereinnahmt und benutzt zu werden, wenn der Protest allzu attraktiv und damit anziehend, „hip“ wird.

„Also, es ist ja auch nicht schlimm mit bestimmten Projekten eine Vorreiterrolle zu haben, wenn das dann irgendwie total beliebt wird und gut ankommt und den richtigen Weg einschlägt. Das andere ist natürlich die Gefahr, dass ihnen dann immer, also wie Kapitalismus funktioniert, dass er bestimmte Sachen absondert und anders überlässt und dann ist [er] irgendwie ja versucht, daraus immer Profit zu schlagen. Das muss ja klar sein, dass es leider nicht so laufen wird, wahrscheinlich.“²⁸

Die Hamburger Stadtviertelproteste, wie beispielsweise das Gängeviertel, die sich über die Hausbesetzung zum bundesweit bekannten Modellprojekt entwickelt haben, lassen bei den Beteiligten Sorgen wachsen, von der Politik vereinnahmt zu werden und den Charakter der rebellischen Gemeinschaft mit eigenen Werten zu verlieren.

„...ich glaube, dieses Gängeviertel ist das Leuchtturmprojekt, auf das die Marke Hamburg die ganze Zeit gewartet hat. Da hätten sie gar keine Elbphilharmonie bauen brauchen. Sie hätten uns nur richtig fördern müssen. Aber das trauen sich dann Politiker eben nicht, weil

27 Raik C2 in der Fokusgruppe C2.2 Stuttgart am 20.03.2012, 20 Uhr.

28 Einzelinterview Lothar C2.

damit könnten sie sich ja die Finger verbrennen und deshalb lassen sie es lieber und mauscheln dann so rum. [...] Die Busse fahren mittlerweile am Gängeviertel vorbei, wie sie früher an der Hafenstraße vorbeigefahren sind, wenn dem so ist dann sollen sie doch gefälligst auch da was abführen, ne? Und wir kriegen tatsächlich Anfragen von Touristenorganisationen, die irgendwelche Hamburg Städtetouren anbieten, die uns bezahlen wollen. Aber das ist ja tatsächlich auch komisch, weil die meisten Führungen machen wir eben auf Spende. Und wollen das auch weiterhin so. Würden das auch für diese Firmen. Aber wenn man dann hört, dass die für so ein Städtewochenende, was weiß ich, 2000 Euro verlangen, dann fragt man sich halt, wo das legitimiert ist, also, wo man dann die Trennlinie zieht. Das Problem ist, dass die Firmen dann, wenn man ihnen eine Absage erteilt, das eben einfach trotzdem machen und nichts zahlen (lacht). Das ist natürlich so. Da haben wir keine klare Linie, weil im Grunde genommen wollen wir ja, dass Leute sich das angucken. Wenn natürlich Leute so doof sind, so eine Tour zu buchen, dann kann man ihnen nicht wirklich helfen. Dann haben wir auch keine Lust, deren überbezahltes Programm zu bereichern mit irgendwas. Da brauchen wir auf jeden Fall noch eine klare Linie. Da finde ich sehr gut, wie es Christiania macht in Kopenhagen. Die machen ja so eine 45minütige Führung richtig mit einem Vortrag am Anfang und das kostet eine Summe X. Oder man geht eben alleine ohne Führer durchs Viertel. Also jeder ist ja herzlich willkommen, kriegt auch einen Tourguide. Aber diese Führung kosten eben Summe X. Aber das war bisher noch nicht durchsetzbar bei unserem Viertel.²⁹

Das Dilemma, die eigene, gewünschte Protestidentität aufrechtzuerhalten, die eigenen Werte nicht aufzugeben oder zu verraten, lässt sich an vielen Stellen finden. Gerade, wenn die Gruppen enorm gewachsen sind oder Aufsehen erregende Erfolge errungen haben. In Hamburg ist der Protest so sehr in die lokale Koloratur übergegangen, dass sich die Protagonisten immer stärker gegen eine Übernahme in das offizielle Stadtmarketing wehren.

„Bestes Beispiel auch hier diese ganze Oberhafengeschichte. Ist ja so ein großes Quartier noch neben der Hafencity, was quasi ein künstlerisches Quartier werden soll, wo halt die ganze Zeit runde Tische stattfinden und Planvorverfahren und so, wo eigentlich alle ernstzunehmenden Protagonisten im Recht-auf-Stadt-Netzwerk gesagt haben, da machen wir nicht mit, obwohl es genau unser Thema ist. Aber wo so klar ist, dass das nur nach hinten los gehen kann, dass es nur darum geht, die Sache zu legitimieren oder vielleicht und sogar noch schlimmer, Ideen zu bekommen wie man ein einen wachsenden Widerstand vielleicht vorher schon für sich vereinnahmt. Und deshalb müssen wir auch sehr trennscharf gucken, wo wir uns beteiligen, wo es wirkliche ernsthafte Beteiligung gibt, und wo wir

29 Einzelinterview Frederik C1.

uns beteiligen, um zu stören. Das ist ja manchmal leider der einzige Weg, den man dann noch hat. Und wo man eben wirklich konsequent konkret mitarbeiten kann.“³⁰

Protest ist den Gesprächspartnern in nicht geringem Umfang die Gemeinschaft, in der sie ihn ausüben – und diese Gemeinschaft ist es, die für sie auch den Erfahrungsraum für eine mögliche, bessere Demokratie ausmacht. Gesellschaftliche Komplexitäten, zu große Heterogenität und Interessendivergenzen – all dies findet sich dort auch deswegen nur gedämpft und handhabbar wieder, da es sich um örtliche Zusammenhänge handelt, die auf lokale Alltagslagen und soziale Netzwerke zurückgreifen können, und die getragen sind vom Gefühl, ein zentrales Thema zu teilen. Wachsen diese Gruppen aber zu stark, gerät diese Konstellation in Gefahr und droht Züge anzunehmen, welche sie in Demokratie und Gesellschaft insgesamt kritisieren. Übersichtlichkeit und Verlässlichkeit sowie das Vertrauen auf einen geteilten Identitätskern sind ihnen zentrale Elemente im Protest geworden.

6.3 EFFIZIENZ UND AVANTGARDE

Nicht nur, was den persönlichen Wert der Protestarbeit für sich selbst anbelangt, legen die Interviews eindrücklich Zeugnis darüber ab, dass in den lokal verankerten Kleingruppen selbst ein Keim für eine bessere Gesellschaft erblickt wird. Auch die Effizienz und Funktionsfähigkeit demokratischer Entscheidungswege erscheint den Protestierenden umso größer, je mehr sie sich auf die lokale Ebene fokussieren – und umso stärker diese auf den lokalen Aktivisten der Bürgerproteste als Protagonisten eines „Bürgerwillens“ fußt.

Auf den Wert eines subsidiären Rückzugs aggregierter oder nationaler Ebenen zugunsten lokaler Selbstverwaltung ist bereits im Kapitel zu den Demokratieeinstellungen hingewiesen worden. Denn wenn überhaupt, funktionieren Demokratie, so drückt es Malte C1 aus, auf der Ebene der Kommune:

„Also, in manchen Situationen in kommunalen Bereichen mag sein, dass Demokratie in einer gewissen Art und Weise vorhanden ist.“³¹

Und Serge G2 übernimmt dieses Argument in einer anderen Fokusgruppe ganz ähnlich:

30 Einzelinterview Frederik C1.

31 Malte C1 in der Fokusgruppe C1.1 Stuttgart am 20.03.2012, 17 Uhr.

„Ich glaub, die Demokratie, in einem je kleineren Raums sie stattfindet, desto am wenigsten schaden kann sie anderen Richtungen.“³²

Zunächst einmal unterstreichen etliche Interviewpartner den Wert der kommunalen Ebene und ihren Protest darin für eine Reproduktion von Demokratie: Nur hier lerne man von Grund auf, miteinander auszukommen, lerne demokratische Umgangsformen und ein entsprechendes Selbstbewusstsein. Erneut wird dabei unterstrichen, wie stark der direkte, persönliche Kontakt ins Zentrum ihrer Auffassung gelungener Demokratie gerückt ist.

„Ich glaub es ist ganz ganz viel möglich, rauszukommen aus Strukturen, wo man denkt: Das muss alles so sein, die anderen zu kontrollieren und Abhängigkeiten zu schaffen, aber ich glaube, das Grundfundament ist wirklich überhaupt erstmal in einer Gesellschaft zu lernen, miteinander auszukommen und den anderen wertzuschätzen und mitzukriegen, dass es ganz viele Unterschiede gibt, das ist, denke ich, das größte Problem, dass wir alle voneinander trennen und meinen, das ginge auf Dauer gut.“³³

Denn dass der persönliche Austausch als Grundlage funktionierender Demokratie auf der lokalen Ebene leichter und einfacher sei, gilt den Protestierenden als ausgemacht. Ihre eigene Einbindung vor Ort gerät ihnen da zum Vorbild – und besonders bereits ältere Protestinitiativen sind auf diese Weise bereits fest als politische Größe auf der städtischen Ebene etabliert.

„Auf der anderen Seite sind wir natürlich auch tatsächlich sehr sehr gut vernetzt. Haben halt Kontakte überallhin. Zumindest einige Leute, deren Handys sind voll mit allen wichtigen Nummern und wir agieren halt auch sehr schnell und gehen dann halt auch lieber zu Leuten direkt hin und sagen, hier, so und so sieht es aus und dadurch entstehen, natürlich, glaube ich auch, so oszillierende Fronten, das ist glaube ich das beste Wort.“³⁴

Übersichtlichkeit und intimere Kenntnis der Gegebenheiten machen für die Protestierenden die lokale Ebene zur vielfach besten und effizientesten Entscheidungsinstanz. Und sie selbst, als lokale Bürger, werden in ihren Augen zu primären Ansprechpartnern. Denn der lokale (Partei-)Politiker in einem repräsentativen System ist für sie noch persönlich kontaktfähig, da sie ihn aus und in der Stadt seit vielen Jahren kennen, ihre Kinder möglicherweise mit seinen Kindern

32 Serge G2 in der Fokusgruppe G2 Stuttgart am 02.04.2012.

33 Einzelinterview Birgit E1.

34 Einzelinterview Frederik C1.

zur Schule gegangen sind, sie dessen Ehepartner beim Einkaufen treffen. Eine Verantwortlichkeit von Politik erscheint ihnen durch eine Kontrollinstanz aus einem dicht gewebten sozialen Netzwerk viel besser aufrecht zu erhalten sein, als dies bei einem kaum persönlich greifbaren Abgeordneten in einer fernen Hauptstadt der Fall sein mag. Und jede Entscheidung, die auf niedriger Ebene unter Beteiligung der Anwohner getroffen wird, gilt ihnen als effektiver, da sie viel eher den Gegebenheiten entspreche, auf die sie angewandt wird.

Vor allem eine von ihnen wahrgenommene Entkopplung von direkter Wähler-Verantwortlichkeit durch Parteipolitiker, die über Listenplätze auf Mandate gewählt werden, lässt sie den Kopf schütteln.

„Das ist das Problem, sei es in großen Gesellschaften oder jetzt gerade speziell in der Politik, diese Leute tragen gar keine Verantwortung und das stört mich und das will ich versuchen, mit meinem Einsatz irgendwo zu verändern.“³⁵

Für die im Kapitel zu den Demokratiehoffnungen der Protestierenden entwickelten Vorstellungen von Effizienz und Transparenz jedenfalls glauben die Gesprächspartner, im Kleinen und im Lokalen die verlässlichste Instanz zu finden. Dies liegt auch am Zuschnitt des Samples, welches dieser Arbeit zugrunde liegt: große, international ausgerichtete Protestzusammenhänge, Occupy, übernational aufgestellte Umweltschutz-, Friedens-, Klimaschutz- oder Menschenrechts-Themen werden unterproportional abgebildet. Die Mehrzahl der Protestarenen konzentriert sich auf Feldern mit unmittelbarem Anschluss an den sozialen Nahbereich, den sie dann allerdings zum Ausgangspunkt für einen Blick auf die Gesamtgesellschaft nehmen. Gleichwohl macht ein erneuter Blick auf die europäischen Themen aufgreifenden Kritiker der EU-Gemeinschaftswährung oder auf international arbeitende Initiativen wie die erwähnte *Slowfood*-Organisation deutlich, dass auch Großgruppen mit vielen Tausend Mitgliedern und Netzwerken einen Fokus auf das Regionale und den Blick auf die eigene Gemeinde zum Ziel haben können. Die an dieser Stelle entstehende Skizze der lokalen Anbindung von Protest ist nicht einer Verkürzung auf lediglich lokal denkende Menschen mit kleinem Horizont geschuldet. Sie soll aber unterstreichen, dass erstens in der Wahrnehmung die meisten internationalen Felder eine regionale oder kommunale Abbildung und Entsprechung besitzen, die als Protestanlass fungieren kann, und dass, zweitens, die Demokratie vor Ort den Protagonisten als Möglichkeit gilt, eine ganze Gesellschaft effizienter, verantwortlicher und für sie selbst erreichbarer zu gestalten.

35 Norbert G1 in der Fokusgruppe G1 Hannover 15.03.2012.

Gleichzeitig gibt es neben dem Effizienzargument, welches auf die Verwaltung und Demokratie zielt, eine Erzählung, welche den Nahbereich und die eigene Gemeinde zum Schutzraum vor einem ausufernden Effizienzpostulat erklärt.

Vieles, was den Protestierenden in ihrem alltäglichen Leben wichtig und teuer ist, lässt sich ihrem Gefühl nach nicht mit den kapitalistischen Maximen der Flexibilität und Effizienz verflüssigen oder rationalisieren, sondern braucht die physische, lokale Nähe. In einem Fall ist dies beispielsweise ein Buchladen als Stadtviertelprojekt, der in einem anderen Quartier keinen Sinn macht und dem eigenen Viertel bei einem Umzug Lebensqualität nähme. Die Entwicklung im Stadtviertel, bei dem Sanierungen die Mieten explodieren lassen und ein Verdrängungswettbewerb stattfindet, machen den Beteiligten große Sorgen:

„...ich war 32 Jahre lang Gewerbetreibender und ich habe die große Gefahr gesehen, dass wir [...] wie alle anderen Läden unseren Arbeitsplatz verlieren, weil wir ein Laden waren, der auch nicht in irgendeinen Stadtteil hätte gehen können. Wir haben das Programm des Buchladens [...], der ist natürlich durch seine politische Ausrichtung nur hier fürs Viertel.“³⁶

Die lokalen Fokussierungen werden von den Gesprächspartnern als ein Votum wider kapitalistischen Geist verstanden, weil sich das Prinzip der Akkumulation von Skalenerträgen und Rationalisierungen an der wahrgenommenen Notwendigkeit von physischer Nähe bricht. Anonymität und übergeordnete Ebenen werden demgegenüber als Grundlage für kapitalistische Vorgehensweisen gesehen – die Lokalität und das gegenseitige Kennen und Vertrauen wiederum schaffen die Basis eines anderen Wirtschaftens – so schildert und malt der eben zitierte Konrad C3 den Unterschied zwischen den Immobilienentwicklerfirmen auf der einen Seite und seinen eigenen Vermietern auf der anderen – das Viertel und seine Bewohner werden zum Kern einer Organisation von Gegenmacht. Effizient ist den Protestierenden die lokale Gemeinschaft für die Organisation von Demokratie – für das Miteinander steht ihnen ihre Gruppe für die Ablehnung von Effizienz als Kriterium.

Die eigene Stadt und lokale Gemeinschaft sind aber auch deswegen für die Protestierenden die wichtigste Ebene, da sie dort viel umfangreicher eine Rolle als gesellschaftlich-politische Avantgarde einnehmen können, die ihrem Gefühl entspricht, Zusammenhänge schneller und umfassender überblicken zu können. Innerhalb ihrer Stadt sehen sie sich als diejenigen, welche problematische Entwicklungen in Politik und Gesellschaft spüren und zum Ausdruck bringen –

36 Einzelinterview Konrad C3.

auch, um deutlich zu machen, dass sie eine Verantwortung für den Rest der lokalen Gemeinschaft und deren Lebensbedingungen fühlen:

„Einfach so ein grundsätzlicher Wandel in den Wertvorstellungen. Auch wenn die noch nicht praktiziert werden, aber sie werden ja schon gedacht. [...] ...überhaupt, dass es möglich war oder dass der Wunsch entstand und man an vielen Stellen merkte, wir brauchen Alternativen zu dem was gerade äh Gang und Gäbe ist. Das hat, glaube ich, schon dazu geführt, dass wir so viele (*offene Türen, Anm. FB*) einrennen konnten.“³⁷

Die Protestierenden fühlen sich als Seismografen der Gesellschaft, die ihrer Nachbarschaft den Weg weisen können, wenn diese ihnen zuhören. Dies wird auch in den Gesprächspassagen zum Ausdruck gebracht, in denen sie schildern, wie stark das Interesse an ihrer Arbeit oft gerade in den eigenen Stadtvierteln und im unmittelbaren Nahbereich sei. Denn wenn eine krasse Ablehnung durch Politik und Verwaltung den Gruppen oft wie eine Art Adelsschlag vorkommt, weil sie sich in ihrer Kritik der politischen Eliten bestätigt sehen, so sehr genießen sie das Gefühl, eine noch nicht manifestierte gesellschaftliche Mehrheit zu vertreten oder dieser aus dem Herzen zu sprechen.

„Überall fangen sich Leute an dafür zu interessieren, was wir hier machen und das extrem. Also die Anzahl an Anfragen an Recht auf Stadt, also die hier hinkommen: könnt ihr hier [einen] Vortrag bei uns im Stadtteil [halten]? Was ihr da macht und so, ist sehr groß.“³⁸

Am weitesten gehen dabei Teilnehmer einer Fokusgruppe aus Währungs- und EU-Kritikern einer Stuttgarter Fokusgruppe, die im Gespräch über etliche Minuten eine Utopie verfolgen, wie ihre Stadt zum Keim eines besseren Lebens werden könnte – und wie sehr sie selbst dabei im Zentrum stehen:

„Serge G2: Wenn man's schafft, dass sich kleine Kommunen vielleicht abschotten, weil im Grundgesetz ja irgendwie verankert ist, dass [die] Steuerhoheit bei den Kommunen liegen sollte und wenn man vielleicht das schafft, so eine zu finden, wo sag ich mal der Großteil der Bevölkerung offen ist, [...] dann wäre es vielleicht mal [...]

Udo G2: Leuchtturmprojekt.

Serge G2: Plan B, ist mir grad eingekommen.

Volker G2: Also wir steigen aus Deutschland aus.

Serge G2: Nicht aus Deutschland, aber, ja, eigentlich schon aus Deutschland.

Volker G2: Verfassungsrechtlich ja, ist das ja eine Sensation.“³⁹

37 Einzelinterview Frederik C1.

38 Einzelinterview Lothar C2.

„Also, so ne Minimalforderung, die man da stellt, wir wollen einfach mitgestalten, wie unsere Stadt aussieht, wie stark das in das kapitalistische System und die Politik, wie sie hier in diesem Lande praktiziert wird, eingreift. Also dieses Plantisch-, Rathausinterzimmer-Rumgeschachere um Flächen und Preis und äh Förderung und dergleichen. Wenn da Leute aufstehen und sagen „Moment mal, wir wollen da mitreden und vor allen Dingen, wir gucken uns genau an, was da passiert. Wer investiert eigentlich wo und warum?“, dann wird das Ganze auf einmal unglaublich politisch ...“⁴¹

Dass die Protestierenden dabei eine gesellschaftliche Avantgarde bzw. eine *Pressure-Group* der Ressourcenstarken darstellen, ist ihnen selbst bewusst und sie thematisieren dies auch in den Gesprächen. Aus der Tatsache, dass sie sich oftmals in einer Minderheitenposition sehen, ziehen sie allerdings abermals Motivation, da es die Verantwortung für das Allgemeinwohl noch einmal steigert: Die anderen werden ja nicht aktiv, also muss ich es umso stärker tun.

„Man muss ganz ehrlich sagen, die, die überhaupt die Stimme haben, sich da zu wehren, das sind dann eben die vielleicht irgendwie etwas besser im Stab Stehenden. Die anderen sind teilweise schon verdrängt. Das finde ich, legitimiert trotzdem den Protest.“⁴²

Oder wie es Frederik C1 ausdrückt:

„Aber manchmal sind ja dann auch die Leute, die sich für etwas interessieren, vielleicht auch diejenigen, die eben stellvertretend für viele sprechen könnten.“⁴³

Das lokal fokussierte Selbstbewusstsein des Protests führt gemeinsam mit dem Gefühl, die kommunalen Besonderheiten und Beziehungsnetzwerke intim zu kennen, zu einer spürbaren Ablehnung übergeordneter Mechanismen und Strukturen, die auf Ausgleich und Konsensorganisation ausgerichtet sind. Überregionale Ebenen von Parteien, Gewerkschaften, Kirchen erscheinen in vielen Interviews gar nicht mehr in der Lage, vor Ort auf Zustimmung zu treffen, weil die lokale Bevölkerung – oder zumindest diejenigen Protestaktiven und -Eliten in den Gesprächen – Subsidiarität und Eigenverantwortung als Grundprinzipien verinnerlicht hat. Wenn das Gefühl vorherrscht, die "kollektive Textur" regional viel besser aufgreifen, diskutieren und umsetzen zu können, werden andere Entscheidungsinstanzen nicht mehr anerkannt. Lokale Kenntnis und maßgeschneidertes Handeln werden in den Gesprächen oftmals als Gegensatz zu notwendi-

41 Einzelinterview Frederik C1.

42 Einzelinterview Lothar C2.

43 Einzelinterview Frederik C1.

gerweise ortsfremden und dadurch blinden Lösungen durch überregionale Politik dargestellt.

Dieser Gegensatz zwischen lokalen Problemen und nationalen Organisationen zeigt sich etwa in einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin der evangelischen Kirche in einer bayrischen Kleinstadt, die darlegt, dass sie oft mit dem Verhalten der Landeskirche hadere und sich als Vertreterin an der Basis im Stich gelassen oder unverstanden fühlt:

„Ich sehe mich auch als Kirchenperson im Gegenüber zu meiner Kirchenleitung, der ich immer wieder spiegele und sage, Leute, bitte äußert euch da und bitte engagiert euch da. Ich habe leider sehr wenig Erfolg gehabt. Das ist sehr frustrierend, dass die Kirchenleitung in München weit weg ist. Manche haben sehr stark unterstützt, moralisch, die Synode hat sich ja dann geäußert, aber so bischöflich, landeskirchenamtlich, war es sehr frustrierend und das ist dann eine Enttäuschung über die eigene Kirche...“⁴⁴

6.4 ZWISCHENFAZIT VI: GENOSSENSCHAFTSLOGIK UND STOLZ

Protest gilt den Aktiven als Verwirklichungsform der eigenen Ideale. In diesem Sinne begreifen sich alle Interviewpartner nicht als Verhinderer, sondern als positiv Engagierte *für* eine bessere Welt.

„Wir können nicht alle nur Dampf plaudern, weil wir sind alle der Meinung, es geht um viele Dinge, nicht nur um die eigene Betroffenheit. Wir kämpfen wirklich für eine bessere Welt und das hörst du bei den anderen nicht. Und da lege ich großen Wert drauf.“⁴⁵

Dass man ein Beispiel gibt mit dem eigenen Engagement macht die Interviewpartner stolz – auf sich selbst und die eigene Gemeinschaft. In fast allen Gesprächen entstehen geradezu rührende Erzählungen darüber, wie glücklich die Protestierenden sind, der Gemeinschaft eine mögliche Alternative vor Augen zu halten. Entsprechende Passagen geraten dann bisweilen ins Pathetische, wenn die eigenen Glücksgefühle geschildert werden. Besonders Projekte, die auch physisch und über einige Zeit bestehen, etwa die Camps im Stuttgarter Schlossgarten 2011 oder aber – noch manifester – ein besetzter Straßenblock wie das Hamburger Gängeviertel, vermitteln ergreifende Bilder einer konkreten Utopie.

44 Einzelinterview Beata C4.

45 Rainer C3 in der Fokusgruppe C3 Freising am 25.07.2012.

„Hab dann hier verschiedene kleine Initiativen gemacht. Das erste war das Zeltdorf, das es damals im Park gab [...]. Die waren im harten Winter kurz vorm Aufgeben. Und ich hab dann mit einer künstlerischen Installation diese ganze Sache eingefriedet, dass die da drin überleben konnten. Das war sozusagen meine erste Unterstützungsaktion, die ich hier gemacht hatte. Dann habe ich da die Erfahrung gemacht, für mich überraschend war, dass in diesem Park ein Lebensgefühl entstanden ist, wo ich sehr überrascht war, dass es sowas hier überhaupt geben kann. Das war wie so ein herrschaftsfreier Raum. Und im herrschaftsfreien Raum haben plötzlich ganz differente Menschengruppen angefangen, miteinander zu interagieren und da ist für mich so eine Art Kultur entstanden.“⁴⁶

Die Bedeutung des eigenen Engagements als alternatives Projekt liegt dabei in der Demonstration, wie viel es doch abseits von vermeintlichen Pfadabhängigkeiten doch noch an Bewegungsspielraum gebe. Die psychologische Anziehungskraft der Verwirklichung eigener Vorstellungen, nach seinem eigenen Lebensrhythmus zu leben, lässt die Protestierenden hoffen, mit ihrem Engagement eine Strahlkraft zu entfachen, die wiederum andere überzeugt. Sie möchten die eigene Arbeit auch als eine Art gesellschaftliches Experimentierfeld für Zusammenleben verstanden wissen, auf dem man in einer unverbindlicheren Form und ohne schwerwiegende Konsequenzen (da es sich ja "nur" um kleinräumige Versuche handelt) ausprobieren kann, wie möglicherweise andere Formen der Organisation (oder auch der Integration) von Arbeit und Leben, von Gemeinschaft und Engagement, von Autarkie und Subsidiarität funktionieren können.

Diese Überhöhung des eigenen Einsatzes findet sich gerade in Stuttgart und München in den Äußerungen der Aktivisten sehr häufig. Für viele ist das konkrete Protestobjekt nur eine Abstraktion dessen, was sie eigentlich an dieser Gesellschaft und deren Verfasstheit stört. Beide angesprochenen Bauprojekte – Bahnhof und Flughafen – stehen dann für eine Verschwendungssucht und Hybris von Politik und Wirtschaft, die für Prestige- und Leuchtturmbauten die Prinzipien der Responsivität von Politik wie das Gebot eines adäquaten Ressourcenverbrauchs außer Kraft setzten. Und bei den Hamburger Gentrifizierungsprotesten etwa stehen die Entwicklungen der Mietpreise und die Renovierung ganzer Straßenzüge für eine Entwicklung hin zu einer immer stärker von ökonomischem Kalkül durchdrungenen Gesellschaft, welche die eigene lokale Identität bedroht. Innerlich wird man dadurch auch zu einem Kämpfer für eine bessere Welt, weit weg vom Kampf für das individuelle Partikularwohl.

Fragt man die Aktiven dieser Protestfelder nach ihren Wünschen, auch nach Sehnsüchten und Hoffnungen, dann scheinen Bezüge zu mindestens zwei historischen Bewegungen durch: die uralte Kommune- oder Genossenschaftsbewe-

46 Severin C2 in der Fokusgruppe C2.2 Stuttgart am 20.03.2012, 20 Uhr.

gung sowie der Kommunitarismus als akademische Diskussion seit den 1980ern. Kommunen und kleine autarke Gruppen fanden bereits bei den Israeliten und im Urchristentum zusammen und hatten zum Ziel, Schutz- und Trutzburgen aufzubauen, um ihre gesellschaftlichen Ideale und Lebensvorstellungen zu realisieren. Seitdem krasse soziale Ungleichheiten und Zwangslagen zur Zeit Jesu dazu geführt haben, dass sich Menschen in kollektiven Notsituationen vereinigten, sind immer wieder genossenschaftliche Zusammenschlüsse entstanden, um sich gegen widrige Einflüsse zu schützen und eine Gemeindesolidarität zu leben, die als emotionales und ökonomisches Auffangnetz fungiert.⁴⁷ Die christlichen Bezüge des Teilens von Eigentum, der Solidarität mit den Schwachen innerhalb einer Gemeinschaft und der Gleichheit aller Beteiligten liegen auf der Hand – gleichzeitig wollte die Genossenschaftsidee auch die lokale Ebene und ihre damit einhergehenden persönlichen Beziehungen dazu nutzen, sich als Gegenmacht gegenüber einer übermächtigen Staatlichkeit oder Zentralinstanz (sei es ein Staat oder der global agierende Kapitalismus) abzusichern.⁴⁸

Auch den Protestaktiven in den Interviews schwebt abstrakt eine Idee vor, mit der sie diesen Prinzipien näherkommen: mehr Möglichkeiten, lokal Verantwortung zu übernehmen sowie nach anderen Kriterien als streng wirtschaftlicher Effizienz zu entscheiden. Dies bleibt keineswegs begrenzt auf Reste einer 1970er-Jahre-Studentenbewegungs-Nostalgie. Und in ihren Protestzusammenschlüssen setzen sie diese Prinzipien zum Teil auch um: Gerade die Dachvereinigungen der Stadtproteste in Hamburg, der Proteste gegen Stuttgart 21 und den Münchner Flughafenausbauprojekt sind Gruppen, die sehr stark darauf achten, keine großen Hierarchien entstehen zu lassen, dem Einzelnen innerhalb abgesteckter Grenzen die größtmögliche Freiheit zu lassen, jedem das gleiche Stimmgewicht einzuräumen. Besonders gegenüber der von den Befragten oft hämisch und beißend kritisierten Parteiendemokratie in Deutschland, die für viele die Verkörperung schlechthin für Ineffizienz und Vetternwirtschaft ist, erscheint ihnen die Vorstellung von lokalen Zusammenschlüssen ungemein attraktiv.

Analog zu den Ansätzen der Kommunebewegung wird die Realisierung der eigenen Werte im kleinen Umfeld angestrebt, um diesen dann Anschaulichkeit

47 Vgl. Siepmann, Heinzfried: Christliche Hintergründe des Genossenschaftswesens, in: Evangelische Akademie Mülheim (Hrsg.): Alte und neue Genossenschaftsbewegung. Zum Streit um das Erbe einer Reformidee für Wirtschaft und Gesellschaft, (1988) H. 8, S. 8 – 26, hier S. 9.

48 Dieser Aspekt findet sich sehr plastisch geschildert in Nürnberger, Christian: Die Bibel, Berlin 2005, S. 115 – 122 sowie S. 190.

und Strahlkraft zu verleihen.⁴⁹ Der Wunsch, gleich die ganze Gesellschaft umzukrempeln, erscheint ihnen dagegen als ein Wolkenkuckucksheim. Die Plakate von den „Lügen“ der Politik oder dem demonstrativen Einbinden der arabischen Demokratiebewegungen etwa („Stuttgart grüßt Kairo“⁵⁰) zeugen aber von dem Kontext, in dem man die eigenen Proteste sieht.

Auch dass man die eigene Stadt und Region innerhalb der Bundesrepublik als gewichtig und bedeutsam – sei es ökonomisch oder kulturell – wahrnimmt und sich selbst als wichtigen, tragenden Teil des Ganzen sieht, mag dazu beitragen, dem eigenen Engagement eine über das konkrete Ziel hinausweisende Bedeutung zu verleihen. Denn die hier untersuchten Aktivisten, die den Protest in den hier betrachteten Regionen tragen, sind Menschen, die mit ihren Berufen, ihrer Erfahrung und ihrer ganz persönlichen Geschichte ihr Stadtviertel, ihren Ort und ihre Region prägen. Der resultierende Stolz und das Selbstbewusstsein sind in allen Gesprächen zu spüren. Denn sei es über den Beruf oder vorangegangenes Engagement: Die Erfahrung, dass sie etwas verändern und bewegen können, haben alle bereits gemacht, was ihnen zu einer Selbstgewissheit und einer breiten Brust als Beschwerdeträger verhilft.

Ein anderer Bezug findet sich in der akademischen Diskussion des Kommunitarismus, welche in den 1980er Jahren in den USA ihren Anfang nahm, und als „Versuch einer Wiederbelebung von Gemeinschaftsdenken unter den Bedingungen postmoderner Dienstleistungsgesellschaften“ auch zu einem politischen Programm erweitert worden war.⁵¹ Die Sehnsucht nach einer größeren Kontrolle über das eigene Leben und nach einem ethischen Fundament der eigenen Gemeinschaft, der man sich zugehörig fühlt, aber der man nicht mehr qua Geburt angehört, wurde dabei zur Quelle einer Forderung nach mehr Selbstorganisation.⁵² Kommunitarismus als eine lokale Verantwortungsübergabe in die Hände von Bürgern verstand sich ebenso als Gegenmittel angesichts schwindender demokratischer Begeisterung, wie dies in den Interviews mit den Protestierenden zum Ausdruck gebracht worden ist.⁵³ Der Sinn der Gemeinschaft, so ist dies bei Philip Selznicks Beschreibung des Kommunitarismus zu finden, liege nicht in

49 Vgl. Schibel, Karl-Ludwig: Kommunebewegung, in: Roth, Roland / Dieter Rucht (Hrsg.): Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945, Frankfurt a.M. 2008, S. 527 – 540, hier S. 529.

50 Vgl. Heffner, Markus / Erik Raidt, Protest im Hamsterrad, in: Stuttgarter Zeitung, 12.03.2012.

51 Reese-Schäfer, Walter: Kommunitarismus, Frankfurt a.M. 2001, S. 7.

52 Sandel, Michael J.: Democracy's Discontent. America in Search of a Public Philosophy, Cambridge 1996, S. 15.

53 Vgl. Putnam: Bowling Alone, S. 108f.

einem einzelnen, eingrenzbaeren Zweck, sondern in einem „gemeinsamen Leben“ der Beteiligten, welches durch „moralische Bande“ zusammen gehalten werde.⁵⁴ Damit diese kleinen Gemeinschaften dann nicht in einem bornierten Partikularismus verharren, mündet die kommunitarische Gesellschaftsauffassung in einem kontinuierlichen Dialog der kleineren Gruppen mit den jeweils nächsthöheren, bei dem moralische Standards und universelle Wertvorstellungen permanent verhandelt und aktualisiert werden.⁵⁵

Ähnlich nehmen dies die Aktiven der Proteste in den Gesprächen für sich in Anspruch. Auch sie sind zwar in den meisten Fällen als zweckrationale Organisation auf ein Themenfeld begrenzt – demzufolge eigentlich keine „Gemeinschaft“, fühlen sich aber als eine solche, in der sie eine größere Bande zum Nebenmann spüren und eine größere Übersicht über Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten, als sie dies in der „großen“ Gesellschaft für möglich erachten. Auch die Beobachtungen zur Auffassung von Vielfalt und Heterogenität der Protestierenden unterstützen diese Folgerung. Und dass sie sich selbst als Ausgangspunkt einer Debatte über moralische Fundamente der Gesellschaft und ihrer Organisation sehen – auch davon sind die Gesprächspartner überzeugt. Die Ambivalenz zwischen kleineren, vergleichsweise homogenen Gemeinschaften als Kern einer liberalen Demokratie und einer ebenso denkbaren Tendenz hin zu patriarchalischem Verhalten von Gemeinschaften als „Relikt der Prämoderne oder als neautoritärer Fundamentalismus“⁵⁶ ist dabei aus den Gesprächen spürbar. Die Gemeinschaft als Forderung ist auch ein Ringen um Kontrolle und Übersicht.

Eine Überzeugung, auf lokaler Ebene und mit einer glaubwürdigen regionalen Identität etwas verändern zu können, ist auch insofern interessant, als dass eine Art neuer Kommunitarismus den vielleicht spannendsten Aspekt der aktuellen Diskussion innerhalb der europäischen Arbeiterbewegung nach der Finanz- und Wirtschaftskrise ausmacht.⁵⁷ Auch hier wird die genossenschaftliche Histo-

54 Zit. nach Hans, Michael: Kommunitarismus. Einführung und Analyse, Wiesbaden 2003, S. 119.

55 Vgl. Reese-Schäfer: Kommunitarismus, S. 111f.

56 Ebenda, S. 7.

57 Vgl. dazu Michelsen, Danny: Kommunitarischer Konsens?, in: Blog des Göttinger Instituts für Demokratieforschung, URL: <http://www.demokratie-goettingen.de/blog/kommunitarischer-konsens> [eingesehen am 18.02.2013]; oder vgl. auch etwa Ulrike Fokken, Die rote Insel, in: die tageszeitung, 16./17.02.2013; vgl. für die europäischen Parteien der Sozialdemokratie Butzlaff, Felix / Matthias Micus: Formulierung von Zukunftsbildern einer besseren Gesellschaft? Politische Visionen und programmatische Leitideen der europäischen Sozialdemokratie, Friedrich Ebert Stiftung,

rie der Bewegung – von Robert Owen über Charles Fourier, über die Pioniere von Rochedale bis zu Friedrich Wilhelm Raiffeisen als christlich inspiriertem Vordenker – immer wieder als Inspirationsquelle herangezogen, wenn es um die Verquickung zweier zentraler Fragen geht: Erstens, wie man sich der globalen Verwertungslogik des Kapitals zumindest teilweise entziehen könnte, und zweitens, wie man wieder vermitteln könnte, dass Politik auf lokaler Ebene etwas bewegen und damit Handlungsmotivation wider eine Parteien- und Politikerverdrossenheit stiften kann.

Die Stadt, in der sie leben, die Gemeinschaft, in der sie sich bewegen und in der ihr Engagement stattfindet, ist ihnen ein Schutzraum, in dem eine immer heterogener gewordene Gesellschaft noch überblickbar und in dem ihnen ihre gesellschaftliche Stellung vergleichsweise ungefährdet erscheint. Sie ist ihnen gleichzeitig Möglichkeitsrahmen, Experimentierfeld und Beweis, dass ihre postulierten Werte zu verwirklichen sind.

Wenn nur die Demokratie und ihre Repräsentanten diese Ebene stärker gewichten würden!